

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Erich Wobbe: Kiebitze - Charaktervögel der heimischen Wiesenlandschaft

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Kiebitze — Charaktervögel der heimischen Wiesenlandschaft

Der Frühling hält wieder, wie alljährlich, Einzug. Seine vielfältige Erkennungsmelodie, die erklingt, wenn der Winter das Feld räumen muß, wird von allen Lebewesen sehnsüchtig erwartet und als angenehme Musik empfunden. Anfangs allerdings sind die Töne nur schwach vernehmbar. Mit dem Höhersteigen der Sonne jedoch werden sie täglich lauter, steigern sich nach und nach zu einem brausenden Akkord, und unseren Augen offenbart sich wieder das Wunder des erwachenden und sich neu entwickelnden Lebens. Überall werden wir von der Natur durch zahllose Beispiele auf diese Veränderung hingewiesen. So sind das erste zaghafte Pink-Pink der Meisen und die sich öffnenden Knospen der Weidenkätzchen deutliche Zeichen des einziehenden Frühlings. Im besonderen Maße aber gehört das Erscheinen der ersten Zugvögel zu den sicheren Verboten dieser Jahreszeit.

Der erste Heimkehrer auf weltweiten Pfaden ist der Star, der oft trotz des noch unfreundlichen Wetters laut pfeifend seine Lebensfreude verkündet, und der deshalb gerne als singendes Symbol des Frühlings angesehen wird. In seiner Begleitung oder kurz nach ihm findet sich ein zweiter, ebenfalls mit Freuden begrüßter Zugvogel, der Kiebitz, der allerdings die menschlichen Siedlungen und den Wald meidet. Er fühlt sich nur wohl in den weiten und feuchten Niederungswiesen des heimischen Tieflandes. Machen wir, wenn die ersten wärmenden Sonnenstrahlen das Land überfluten, eine ausgedehnte Wanderung durch die Wiesengebiete unserer Heimat, dann wird uns der Kiebitz wohl in den meisten Fällen begegnen. Oft schon ab Mitte Februar bevölkern die ersten Vögel dieser Art unsern Raum, die aber, wenn erneut eine längere Kälteperiode eintritt, wieder zum Ausweichen nach Südwesten gezwungen sind. Sobald aber wieder linde Lüfte wehen, kann man ihre wallenden Flügel am hellen Frühlingshimmel beobachten. Oder man sieht sie in Trupps in den Wiesen umhertrippeln, wo sie im dürrn Gras nach Nahrung suchen. Besonders gern verzehren



Kiebitz in seinem Lebensraum Wiese.

sie neben Würmern aller Art die für die Landwirtschaft schädlichen Tipulalarven. Dann ist er also wieder da, jener allbekanntere Charaktervogel des Wiesenlandes.

Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß der zur Familie der Regenpfeifer zählende Kiebitz neben anderen Gefiederten wie: Kuckuck, Storch und Schwalbe seit altersher tief im Volksglauben verwurzelt ist und deshalb gelegentlich in Sagen und Geschichten erwähnt wird. Daran ist sicherlich in erster Linie sein possierliches und munteres Wesen schuld, denn alles an ihm ist auffallend: das schwarz-weiße Gefieder mit dem metallisch-grünen Glanz, auf dem Kopf der elegante Federbusch — den er abwechselnd aufrichten und niederlegen kann — sein typisch schaukelnder Flug und nicht zuletzt seine unverkennbare und bekannte Stimme. Schon bald nach der Ankunft in seinem Brutgebiet entwickelt das Männchen unvermutete Flugkünste. Kein anderer Vogel unserer Heimat fliegt wie er; keiner vermag wie er alle nur denkbaren Flugbewegungen auszuführen. Bald schleudert er sich steil empor, überschlägt sich, wirft seinen Körper einmal nach links, einmal nach

rechts herum, jagt wieder im Sturzflug dem Erdboden entgegen, fängt sich kurz vorher ab, um gleich darauf wieder emporzusteigen. Dabei erzeugen die eigenartig runden Schwingen ein weithin hörbares Fluggeräusch, das wie „Wuff-Wuff“ klingt. Es vermischt sich mit dem hellen „Kiewitt-Kiewitt“-Ruf des Vogels, der ihm zu seinem Namen verhalf. So drücken der Ruf und der Gaukelflug des Kiebitz, die unzertrennlich miteinander verbunden sind, zum einen die ganze Lebensfreude und Anmut des Tieres aus und bezwecken zum anderen, daß sich ihm eine Partnerin zuwendet und er anderen Männchen seiner Art mitteilt, daß hier sein Revier ist.

Haben sich nun zwei Partner gefunden, gilt es als nächstes, einen geeigneten Brutplatz zu finden. Die Kiebitze allerdings verschwenden damit nicht allzuviel Zeit. Ihnen genügt eine seichte Vertiefung irgendwo am Boden, die sie mit nur wenigen Grashalmen auspolstern. Die Zeit des Legens beim Kunstflieger Kiebitz beginnt schon früh im Jahr. Wenn die Witterung günstig ist, findet man die Gelege manchmal schon Ende März, normalerweise aber erst in den Anfangstagen des folgenden Monats. Die vier olivgrünen Eier, die stets so liegen, daß die Spitzen nach innen zeigen und bei etwas Phantasie einem Kreuz gleichen, werden von beiden Partnern in etwas weniger als vier Wochen ausgebrütet. Allerdings ist der weibliche Partner, der an der kürzeren Federhülle auf dem Kopf erkennbar ist, weitaus häufiger beim Brutgeschäft zu beobachten. Erwähnenswert ist sicherlich noch, daß sowohl das Nest wie auch das Gelege in Zeichnung und Färbung in so wunderbarer Weise der Umgebung angeglichen sind, daß sie leicht übersehen werden und zwar nicht nur von uns Menschen, sondern auch von den Eierräubern unter den Tieren.

Nähert sich dem Nest eine Gefahr, so fliegt der brütende Vogel nicht direkt vom Gelege auf, sondern läuft erst einige Schritte geduckt davon und erhebt sich dann ins Reich der Lüfte. Das Gelege aber und noch mehr die Jungen, die als Nestflüchter bald nach dem Schlüpfen die ungeschützte Nestmulde verlassen, erfreuen sich einer sorgsam Obhut und Pflege der Eltern. Beide Altvögel verteidigen ihre Nachkommen in einer Weise, die schon an Selbstaufgabe grenzt. Der Störenfried, ob Mensch oder Tier, wird durch Geschrei und Scheinangriffe solange attackiert, daß er meist schnell das Feld räumt. So wachsen die jungen Kiebitze unter der Führung der Altvögel schnell heran und unterscheiden sich, wenn der Sommer ins Land gezogen ist, nur noch durch ihr Jugendkleid von den Eltern.



Der Kiebitz ist ein Kunstflieger ersten Ranges.



Kiebitznest und Gelege



Junges, etwa daumengroßes Kiebitzkind.

Text und Fotos: Erich Wobbe, Borg

Kiebitze, die sehr zur Belebung der stillen Wiesenlandschaften beitragen, sammeln sich nach der Brutzeit, wenn die Jungen voll flugfähig sind, zu größeren Trupps. Danach streifen sie überall im Lande umher, um nach Nahrung zu suchen. Bevorzugte Anziehungspunkte sind während dieser Zeit die weiten Marschgebiete der norddeutschen Küstenländer, sowie die Niederungs- und Auwiesen der heimischen Fluß- und Bachtäler. Gelegentlich allerdings sieht man sie auch einzeln oder zu mehreren auf den Äckern unseres Raumes der Nahrungssuche nachgehen.

Interessant ist es, Kiebitzen bei dieser Tätigkeit zuzuschauen. Erst trippeln sie ein kurzes Stück über den Boden dahin, stellen danach den Kopf ein wenig schief, äugen gespannt und lassen dann plötzlich den Schnabel pfeilschnell zur Erde sausen, um darauf den Wurm aus dem Boden zu ziehen, den sie zuvor mit den hochempfindlichen Nerven ihrer Fußsohlen geortet haben. Man kann demnach zu Recht sagen, daß Kiebitze ihr „tägliches Brot“ mit den Füßen aufspüren.

Wie eingangs schon erwähnt, sind die bevorzugten Aufenthaltsorte des Vogels mit der lustigen Kopfhaube die nassen und sumpfigen Wiesen des norddeutschen Tieflandes, die ehemals den Gesamtcharakter dieser Landschaft mit prägten. Mit den dahineilenden Jahren aber veränderte sich — kaum vernehmbar und doch so unbeirrbar wie der ins Land ziehende und den Sommer ablösende Herbst — das Gesicht dieser Landschaft. Man rückte mit großen Maschinen den nassen Stellen wie Moore, Sümpfe und Niederungen zuleibe und legte sie trocken. Kurzgrasige, mit Seggen und Binsen durchsetzte Wiesen verwandelte der Mensch in ertragreiche Mähweiden oder in Äcker. Dadurch wurde der Lebensraum der Kiebitze immer mehr eingeengt. Zwar lehnten sich die Naturschützer einzeln und in Verbänden gegen jene generelle Strukturveränderung auf, konnten aber nicht verhindern, daß die Umwandlung aus wirtschaftlichen Gründen immer weiter vorangetrieben wurde.

Als Folgeerscheinung zeigte sich eine unaufhaltsame Abnahme des Kiebitzbestandes in unserer Heimat. Natürlich versucht man, durch Naturschutzbestimmungen dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Ist doch auch bei Politikern bekannt, daß die Erhaltung der Natur längst keine Sonntagsbeschäftigung von Liebhabern mehr ist, sondern eine zwingende Notwendigkeit. So wurde bereits in den zwanziger Jahren durch das Jagdgesetz das Einsammeln der Kiebitzeier verboten, denn damals galten die Eier des schwarz-weißen Vogels als ausgemachte Delikatessen und

wurden vor allem von Feinschmeckern geschätzt. Noch um die Jahrhundertwende waren Kiebitzeier in vielen einschlägigen Geschäften zu haben. In diesem Zusammenhang ist sicherlich interessant zu erwähnen, daß vor mehr als einem Jahrhundert die Kiebitzeier das Städtchen Jever in Ostfriesland berühmt gemacht haben. Übersandten doch die „Getreuen von Jever“ bekanntlich — und diese Geschichte fehlte damals in keinem deutschen Schullesebuch — dem Reichskanzler Bismarck zu seinem Geburtstag am 1. April stets 101 Kiebitzeier.

Aber die Verminderung des Kiebitzbestandes geht auch in jüngster Zeit unaufhaltsam weiter. So hat denn die Vogelwarte Helgoland, bei der alle Beobachtungen über die heimische Vogelwelt registriert werden, schon vor Jahren einen Aufruf erlassen und bei der Bevölkerung um Schutz für den Kiebitz nachgesucht. So bat sie die Bauern und Landwirte, möglichst früh im Jahr die Wiesen und Weiden zu walzen, um tunlichst keine Gelege zu zerstören. Ferner wies sie darauf hin, während der Brutzeit Hunden und Katzen am Herumstreuen in den Wiesen zu hindern, und auch Störungen durch den Menschen sollten nicht mehr als nötig erfolgen. Denn an den Weidegang des Viehes haben sich die Vögel gewöhnt und es kommt nur selten vor, daß eines der Huftiere ein Gelege zertritt. Sobald aber Menschen im Brutrevier erscheinen, fliegen die Kiebitze angstvoll auf — und die freiliegenden Eier werden bald eine leichte Beute der scharf äugenden Elstern und Krähen.

Es wäre nun zu hoffen und zu wünschen, daß sich diese Einsicht weitgehend durchsetzt und wir unserer Heimat diesen schönen und allorts beliebten Charaktervogel der Feuchtwiesen erhalten können; gehört er doch zum lebendigen Ausdruck der heimischen Wiesenlandschaften. Aber die Aussichten, daß sein Bestand nicht weiter abnimmt, sind gering. Ja, man muß sogar befürchten, daß er eines nicht zu fernen Tages zu den Geschöpfen gehört, die in unserer Heimat nicht mehr anzutreffen sind. Leider! Und so wäre auch er, der früher allgegenwärtige Kiebitz, ein Opfer des modernen technischen Zeitalters geworden. Aber wie schrieb doch der bekannte norddeutsche Dichter Theodor Storm schon vor etwa 150 Jahren:

Die Sense rauscht, die Ähre fällt
Die Tiere räumen scheu das Feld
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

Literatur:

Dr. Wolfgang Makatsch: Der Kiebitz, Neumann Verlag Radebeul u. Berlin.

Heinz Höppner

Naturnahe Waldtypen des Oldenburger Münsterlandes

Einleitung

Die natürliche Pflanzendecke Mitteleuropas war und ist der Wald. Auch Nordwestdeutschland war, mit Ausnahme der freien Wasserflächen, der lebenden Hochmoore sowie der salzwasserbeeinflussten Küstenstreifen und abgesehen von kleinen Siedlungsansätzen, zu Beginn unserer Zeitrechnung noch fast vollständig bewaldet. Vom atlantischen Klimaeinfluß geprägt, herrschten hier und somit auch im Oldenburger Münsterland, großflächig Laubwälder vor.

Nach einer wechsellvollen Geschichte, bis hin zur fast vollständigen Vernichtung, haben unsere Wälder bis heute einen tiefgreifenden Wandel durchgemacht: Nadelforsten lösten großflächig den Laubwald ab, was nicht ohne Folgen für die Tier- und Pflanzenwelt und auch nicht für das Landschaftsbild und die Standorte selbst geblieben ist.

Aus Sicht des Natur- und Artenschutzes ist Wald ein Ökosystem, ein Lebensraum für Pflanzen und Tiere, dessen Struktur und Naturnähe maßgeblich von der Intensität der Bewirtschaftung oder dem Verzicht einer Nutzung geprägt wird. Der folgende Beitrag beschreibt die naturnahen Waldtypen des Oldenburger Münsterlandes anhand von ausgewählten Beispielen und von Fotodokumenten aus diesem Gebiet. Dabei wird die Frage diskutiert, ob und wie Waldnutzung und Naturschutz Hand in Hand gehen können.

Die ehemals natürlichen Wälder

Noch um Christi Geburt bedeckten ausgedehnte Waldflächen das Oldenburger Münsterland. Diese natürlichen oder konkreter gesagt, ursprünglichen Wälder setzten sich überwiegend aus Rotbuchen und Stiel-Eichen zusammen. Je nach Bodentyp kam die eine oder andere Baumart zur Dominanz. Klimatisch begünstigt,

